

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 13

Sonntag, den 28. Juni

1919

Die beiden Wildtauben.

Roman aus dem Försterleben von Richard Stowronnet.

I. Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Romisch fand sie das, diese eingebildete Puppe, wenn Eltern, die sich nach der Decke zu strecken hatten, ihre Kinder auf eine einfache Bürgerschule schickten. Und der Bäckermeister Schneider, über den sie die Nase gerümpft hatte, war nicht nur ein wohlhabender Mann, sondern auch Stadtverordnetenvorsteher und Vorsitzender des Arbeitervereins, eine höchst respektable Persönlichkeit, die es durch eigene Tätigkeit zu Vermögen und hohen Ehrenämtern gebracht hatte. Wenn die Frau Förster Gwiltbied von ihm sprach, nahm ihr Gesicht stets einen feierlichen Ausdruck an, und sie sagte trotz des nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses: „Mein Bruder, der Herr Stadtverordnetenvorsteher Schneider ist in Pilskallen.“ Und dieser wohlhabende Mann hatte ein Herz für seine arm gebliebenen Angehörigen, hatte die Kinder seiner Schwester der Reihe nach in sein Haus genommen und sie durchgefüttert, solange sie die Bürgerschule besuchten, ohne dafür einen Pfennig Kostgeld zu beanspruchen. Also da kam es Fräulein Anne-Marie Mierau doch gewiß nicht zu, ihm verächtlich „Bäckermeister“ zu nennen!

Und überhaupt, es war mehr als merkwürdig, weß eine Ausdrucksweise die beiden jungen Mädchen aus dieser vornehmen Pension mitgebracht hatten. Auf die alte Wälschinsche hatte die jüngere einmal „ulziges altes Suppenhuhn“ gesagt, und die ältere von deren Sohn Johann, er müßte zum Militär, da würden ihm „die krummen Hammelbeine“ schon gerade gegogen werden. Ein bißchen krumm war er ja nun, der Johann, das hatte seine Richtigkeit, und wenn die Alte ihr Rauberweiß aus Deutsch und Litauisch „kalbäite“, hatte man Mühe, ernsthaft zu bleiben. Ein sitzames junges Mädchen aber nahm solche Ausdrücke doch nicht in den Mund, am allerwenigsten, wenn fremde Leute dabei waren.

Ganz abgesehen davon, daß die Wälschinschens anständige und hochangesehene Leute waren, mit denen man sich nicht unmäßig verfeindete! Sagen auf sechshundert Morgen, durchweg schwerer Weizenboden, und der Hof ganz massiv eingebaut — jedes junge Mädchen konnte froh sein, wenn es da hineinbetreten durfte. Denn der Johann Wälschinsch ging auf Freiersfüßen, suchte eine Frau, weil seiner Mutter die Last der Wirtschaft zu schwer fiel, aber natürlich, eine solche Institutsprinzessin konnte er nicht brauchen. Wer mal auf den Anspöner Hof kam, mußte mehr verstehen als Französisch sprechen und Romane lesen. Die junge Frau hatte an dreißig Schweine zu mästen und fast ebensoviel Stücke Jungvieh aufzuziehen, von der übrigen Arbeit in der Wirtschaft nicht zu reden.

Von den beiden jungen Mädchen aber wurde erzählt, daß sie beim Kochen Handschuhe tragen sollten, um sich die wohlgepflegten Fingerringe nicht rau zu machen und zu verderben. Handschuhe in der Küche. Ueberhaupt, wenn man die alte Zirgine erzählen hörte, konnte man sich gar nicht genug verwundern, weß einen Luxus die beiden Mädchen trieben. Jede hatte einen eigenen Toiletteflisch mit allerhand Bädern und Salben, ihr Mädchenzimmer hatten sie mit japanischen Fächern und Martartbuketts geradezu verschwenderisch ausgestattet und jeden Morgen badeten sie! In einer flachen, runden Schüssel, die sie „Tob“ nannten, und für die die alte Zirgine jedesmal mit Weizen drei Eimer eiskalten Wassers die Treppe hinaufschleppen mußte. Wenn sie aber dann zum Frühstück herunterkamen, roß es wie in einem Apothekerladen, weil sie nämlich Beltschenseife gebrauchten, so fünfundsiebzig Pfennig das Stück, und alle Woche mußte der Aufseher aus Sasdehnen eine frische Flasche Eau de Cologne mitbringen!

Einon solchen unerhörten Luxus trieben diese überspannten

jungen Dinger in Sachen, an denen jeder Mensch doch sonst sparte, dem der liebe Gott sein bißchen Verstand gelassen hatte. Und der alte Mierau sagte nichts dazu, zog nur immer den Beutel und zahlte! Kein Wunder also, wenn den beiden jungen Mädchen der Kamm geschwollen war und sie sich einbaldeten, sie wären mehr als alles, was ringsum im Kreise in Forsthäusern und Besitzhöfen aufwuchs.

Aber das eine konnte man ihnen schon jetzt voraussetzen: Wenn alle andern jungen Mädchen längst verjagt und unter der Haube waren, dann würden die beiden noch immer in Bagdöhlen sitzen und auf einen Mann warten. Und es verschlug wenig, wenn sie im Augenblick auch Erlolge hatten; das war eine Mode, die vorüberging. Gewiß folgte hatten; das war eine Mode, die vorüberging. Gewiß, die jungen Leute waren ja jetzt wie wild um sie, rissen sich förmlich um diese „interessanten“ Damen und fanden sie ungeheuer „schön“, wie das neue Fremdwort lautete, das ein frisch von den Gardeeschützen gekommener Hilfsjäger, der junge Hermann Baltruschat von den Augstufcher Baltruschats, aus Berlin mitgebracht hatte. Aber das war nur im Ballsaal. Wenn es hieß: Wen heiraten wir? dann suchten sie sich keine „Wildtaube“ mit losem Schnabel, sondern ein einfaches Putzputzhaushändchen, das so aussah, als könnte es nicht bis drei zählen, und rot wurde, wenn man es ansprach. Auf einmal aber redselig wurde, wenn solche Fragen aufs Tapet kamen: Wie lange mußt du ein Stoppelgans bei guter Ofenhitze braten, bis sie weich ist, oder, liebes Fräulein, wissen Sie nicht vielleicht ein gutes Rezept für Steinpilzleberwurst? Ich glaub', meine Mutter nimmt nicht genug sauren Schmand dazu!

So und ähnlich unterhielt sich eine Anzahl älterer Damen, die im großen Saale des Meberischen Gasthofes in einer Ecke beisammen saß und der lieben Jugend beim Tanz zusah, indes die Häupter der Familien in den Gastzimmern eine Partie Whist und Skat spielten und sich dem seltsamen Genuße hingaben, ein ordentliches Glas Bier frisch vom Faße zu trinken.

Alle zwei Monate einmal kam nämlich zur Winterszeit in dem Kirchdorfe Sasdehnen so ziemlich alles zusammen, was in den umliegenden großen Oberförstereien zur grünen Farbe gehörte oder sich zu ihr rechnete. Kein geschlossener Verein, sondern eine zwanglose Gesellschaft, in deren Mitte jeder anständige Mensch willkommen war, der sich unter den Grünländern wohl fühlte. Und da gefellige Vergnügungen auf dem flachen Lande ein rares Ding waren, jede Mutter aber zuweilen den Wunsch verspürte, die heranwachsenden Töchter in größerem Kreise an die Desfentlichkeit zu bringen, so konnte zu Zeiten zur Schlittenbahn der große Saal des Freierischen Gasthofes die erschienenen Gäste kaum fassen.

Dann kamen außer den Försterfamilien auch die mittleren Gutsbesitzer mit Frauen, Schönen und Töchtern aus der näheren und weiteren Umgebung, ein wohlhabendes Geschlecht von kerndeutschem Schlage, breitspurig und selbstnackig seit jenen Tagen, da seine Vordäter lieber von der österrreichischen Heimat gelassen hatten als von dem evangelischen Glauben. Die Siebenlinder Weber, die Karnehlischer Dammlehner, die Nabelsberger aus Altsnuböhen, und wie sie alle heißen mochten, die Sippe der Rasdineßler Berger, die Schettlers von Hbbördßen und die Jirnsteiner aus dem Dorfe Beschfallen, lauter gewichtige und wohlangegebene Leute, die auf vier- und fünfzunder Morgen schweren Acker ihr reichliches Auskommen fanden, Weizen bauten, Gerste und Alee und einen Schlag edler Pferde zogen, der im ganzen deutschen Vaterlande als tüchtig und ausdauernd geschätzt wurde. Und unter den Männern manch scharfgeschnittener Charakterkopf auf breitschulteriger Gestalt, die Frauen aber meist von gutmütigem Gesichtsausdruck und einer behäbigen Fülle, die das nur zu feierlichen Gelegenheiten herausgeholt Schwarzseidene zuweilen bedenktlich in den Nähten erkrachten ließ, wenn nämlich der Anfang der Trägerrin seit dem

Ben, im der bei selbst preis a n s wtrch, eiten, e sich Winte lehr rachte gener winn- flukt. (0 630) taants. n von Rüd. 60 000 tstan- ag auf

Ver- Wir- ch die) W.

ie von e beim e o l g bultrie Fach- der ger emein Arbeit- terium g aller en bei nnera Wlfch bultrie;

einen durch Vor- er ge- fämt o der ra un- t Sch.

r Auf- de.

teipig, haules ft mit

5,00
7,00
7,50
8,00
8,64
9,17
9,75
10,30
10,80
11,30
11,80
12,30
12,80
13,30
13,80
14,30
14,80
15,30
15,80
16,30
16,80
17,30
17,80
18,30
18,80
19,30
19,80
20,30
20,80
21,30
21,80
22,30
22,80
23,30
23,80
24,30
24,80
25,30
25,80
26,30
26,80
27,30
27,80
28,30
28,80
29,30
29,80
30,30
30,80
31,30
31,80
32,30
32,80
33,30
33,80
34,30
34,80
35,30
35,80
36,30
36,80
37,30
37,80
38,30
38,80
39,30
39,80
40,30
40,80
41,30
41,80
42,30
42,80
43,30
43,80
44,30
44,80
45,30
45,80
46,30
46,80
47,30
47,80
48,30
48,80
49,30
49,80
50,30
50,80

lechten Male wieder um einige Zentimeter zugenommen hatte. Neben den Müttern die heranwachsenden Töchter in einfachen hellen Kleiderchen, die Haare über den frischen Gesichtern meist glatt gescheitelt, und über die arbeitsgewohnten Hände zum Blauen enge Glauehandschuhe gezogen. Die jungen Männer aber im verschiedensten Aufzuge. Etliche, die mehr auf Formen hielten, im schwarzen Gehrock, die Mehrzahl jedoch im kurzen farbigen Jackett und grellbunten Krawatten, die zuweilen zu den vor Wind und Wetter braunrot gebleichten Gesichtern einen seltsamen Kontrast bildeten. Und fast alle blaudügelig und blondhaarig, im Auftreten aber von einer gewissen unbefangenen Fröhlichkeit, die selten einen lärmenden Charakter annahm, dafür aber um so länger vorhielt.

Zwischen diese kerndeutsche Gesellschaft eingesprengt auch einige rein litauische Familien, bei denen die jüngere Generation freilich in Sprache und Sitten ganz deutsch geworden war. Die Weichselnische und Merkinate aus Weichseln und Patildgen, die Baukus aus Weichseln, die Baischischer Laborius, die Schoreller Kischdravets und Mutter und Sohn Wischlinshus aus Anstapönen, Familien, die den Salzburger an Wohlhabenheit nichts nachgaben. Nur die Eltern sprachen zuweilen noch Litauisch, die Töchter und Söhne hatten sich gar nicht erst die Nähe gegeben, die angestammte Muttersprache zu erlernen. Und dieser Verdeutschungsvorgang hatte sich ganz allmählich im Laufe weniger Generationen vollzogen, nur durch den vorbildlichen Einfluß des wirtschaftlich stärkeren deutschen Elements. Die stille Arbeit von Schule und Soldatenzeit, nicht zuletzt aber, weil es niemand gab, der an der Verheerung der friedlich nebeneinander wohnenden Nationalitäten ein irgendwie geartetes Interesse hatte.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber hatten auch schon vereinzelt zwar, die Zwischenheiraten angefangen aus Salzburger Familien in litauische und umgekehrt, und da den Salzburger ein starker Familienstamm innewohnte, der die Verwandtschaft „bis ins zehnte Wasser vom Rißschl“ rechnete, eines Haferchleims, der nach mehrfachen Aufguss von klarem Wasser noch ein schwachhaftes Getränk bildete, so zählte alles, was zu den Vergnügungsabenden der Grünröhre im Meherischen Gasthose erschien, wie zu einer einzigen großen Familie. Fast alle die älteren Fortbeamteten nämlich waren ebenfalls mit irgend einer der litauischen oder Salzburger Sippen verschwägert und dadurch natürlich so ziemlich mit der ganzen Gesellschaft verwandt; wer's aber von den jüngeren nicht war, der trachtete danach, es möglichst bald zu werden. Etwas Besseres konnte einem angehenden Förster ja gar nicht passieren, als eins der lieben Mädchlein aus einem der alten Salzburger oder litauischen Geschlechter heimzuführen. Einmal brachten sie einen gehörigen Knups harter Taler mit, zum zweiten aber wurden sie gute Hausfrauen. Was unter der harten Zucht einer Salzburger Mutter aufgewachsen war, das wußte in Haus- und Außenwirtschaft Bescheid und hatte keine Angst vor der Arbeit.

So herrschte bei dieser allgemeinen Verheirathung schon beim frühen Beginn des Festes eine fröhliche Stimmung, und die Schlitten, die von der vierten Nachmittagsstunde an in kurzer Folge vor der Freitreppe des Meherischen Gasthofes vorfuhren, wurden von den zuerst Angekommenen mit lautem Zuruf und Hallo begrüßt; denn für die Seltenheit der Feste entschädigte man sich durch eine sechsstündige Ausdauer, hing zur Kaffezeit an und hörte in der Regel erst auf, wenn am Himmel sich schon das erste bleiche Morgengrauen hob. Einmal, weil für die lange und beschwerliche Heimfahrt nicht immer der helle Mondschein im Kalender stand, und zweitens, weil der nachfolgende Sonntag ein reichliches Ausschlafen gestattete.

Und nach der ersten Herzstärkung bereits, nach einem heißen Kaffee für die weibliche, einem noch heißeren Grog für die männliche Seite, fing die junge Gesellschaft mit dem Tanze an. Die älteren Herren teilten sich in den Gastzimmern in Gruppen, die die Ereignisse der hohen Politik oder des heimatlichen Kreises besprachen. Die Mütter zierten die Wände des Saales, und unter dem großen Petroleumstrahl, der von der Mitte der niedrigen Decke herabhing, drehte sich bei den Klängen des Basdröner Dorf-orchesters die tanzfähige Jugend im Kreise. Trompete, Klarinette, Violine und Bassgeige, und wenn auch die Klänge schönheit zu wünschen übrig ließ, so legte man darauf keinen sonderlichen Wert; die Hauptsache war der taktfeste Rhythmus.

(Fortsetzung folgt.)

Untren.

Von Harald Ribbe.

(Nachdruck verboten.)

Es war hoch oben im Gebirge. Sie saß im Armstuhl hinter den mondbelegneten Fenstern, schelben und starrte in den Schnee und die Berge der Hochebene hinaus.

Bald verschwand alles unter den ziehenden Wolkenschichten, bald leuchtete es auf und der Blick erweiterte sich bis zu den fernen Bergen, die die Ebene umschlossen und an welchen sich der Weg vom Tal herauf wand.

Ihr fähngeschnittenes Gesicht blickte unter dem schwarzen Haar leer und verschlossen in die eisige Stille hinaus. Zuweilen leuchteten ihre großen Hände auf den Lehnen des Sessels, zuweilen erglänzten die schweren Möbel des Zimmers in einem vorbeischießenden Mondstrahl.

In ihren Fäßen stand die Biene, in der das Kind tief gebettet lag. Zwei Menschen waren in dem Zimmer und dennoch künnten nur die Atemzüge des einen durch die Grabesruhe.

Die Nacht wechselte in der Ebnide in Licht und Dunkel, wie ein Auge, das sich öffnet und schließt. Bald blickte es mit starrem, weißem Blick zu ihr hernieder, bald senkte es sich wie in heimlichem Lauern. Und hinter ihr im Zimmer starrte derselbe weiße Blick, lauerte dasselbe heimliche Auge. Wenn die Schneelandschaft draußen aufleuchtete, schlug sie drinnen das Dunkel wie einen Vorhang zurück. Verfinsterte sie sich draußen, fiel drinnen der Vorhang wieder zu.

Die Nacht rückte vor. Steif und unbeweglich saß sie, die Hände auf den Sessellehnen.

Mit einemmale beugte sie sich vor, als empfände sie ein lebendes Wesen in der weißen Dede und lauschte in die Stille hinaus. Vorüberbeugt blieb sie sitzen, bis weit, weit von den blauenden Bergen ein schwarzer Punkt herüberfloh. Dann wieder wolkten die Wolken über den Mond und die Schatten über die Ebene und alles verschwand im Dunkel.

Als jedoch das Licht wiederkam und die Ebene aufleuchtete, war der Punkt weiter über die Schneefläche und gegen das einsame Fenster gerückt. Und während der Mond leuchtete und verschwand, näherte sich der Punkt immer mehr, wurde vom Punkt zum Strich, vom Strich zum Fleck, und vom Fleck zu einem Manne, der auf seinem Pferde durch die blaue Dämmerung und das blendende Licht stürzte.

Da erhob sie sich, trat ins Zimmer zurück und blickte in den Spiegel, der dem Fenster gegenüber hing.

Draußen jagte der Reiter immer näher. Eine dicke Staubwolke umhüllte ihn und das Pferd. Es erhob sich ein scharfes Klingeln. Er sah zum Fenster empor, sie jedoch blieb im Dunkel verborgen und folgte seinen Bewegungen im Spiegel. Ihre Augen wurden weit und starr, ihre großen Hände preßten sich gegeneinander und ihr Körper zuckte wie im Krampf. Das Bild des Reiters verschwand aus dem Spiegel und in demselben Moment kam das Dunkel — der Vorhang fiel zu. Steif und gerade ging sie zu ihrem Fensterplatz, saß unbeweglich und wartete.

Eine Weile verging. Dann künnten schnelle Schritte durch die hintersten Räume des Hauses, die Türe wurde aufgerissen und das Mondlicht flutete wieder herein.

„Guten Abend, Ursula.“

Die Türe schloß sich. Sie wandte nicht von Kopf.

„Guten Abend.“

Er kam herein, zögernd, unsicher und stand nun im Mondlicht am Fenster. Er sah sie an. Sein Gesicht war weiß, mit dunklem Bart und schwarzen, unruhigen Augen.

„Nun, Ursula, noch nicht zu Bett?“

„Wann war ich je zu Bett, wenn du heimkehrtest?“ Wieder kam das Dunkel.

„Nein, nein, Bedie,“ seine Stimme klang freundlich, „aber weshalb bist du all diese Nächte auf? Du weißt, wie lange sich meine Krankenbesuche ausdehnen — zum Beispiel dieses Mal. Ich glaubte gestern heimkommen zu können — oder als einziger Arzt in mellenweltem Umkreis — — Hebe Ursula — — du solltest wirklich zu Bett gehen, wenn es spät wird.“

Zögernd trat er näher und beugte sich in dem erntenen Nichte vor, um den Arm um ihren Nacken zu legen. Der erfrischende Hauch von Gebirgsschnee und Nachtlust schlug ihr entgegen, aber dazwischen atmete sie einen anderen, weit verschleierten Duft — schwach, aber unverkennbar. Es

blatte ihn nur an — da wach er zurück. Sein Mund schloß sich fest in hoffnungsloser Qual. Dann hob ihre tiefe, dröhnende Stimme an, während das Dunkel wieder die Stube erfüllte:

„Gurrit! Diesen war gestern feil hier.“

Er fuhr zusammen. „Gurrit, Gurrit, ach Gott, den hatte ich vergessen.“

„Er wollte nur melden, daß seine Frau und das Kind tot sind.“

„Tot!“ Seine Hände zerknüllten die Gardine.

„Gestern Abend kam Knut Ventson mit seinem siebenjährigen Sohn. Der Schneesturz hatte ihn halb erdrückt. Vater und Mutter legten ihn auf dein Operationstisch, warteten zwei Stunden — dann starb der Knabe.“

Die Stimme schwieg. Er drückte den rauhen Stoff der Gardine gegen sein Gesicht. Sein Atem ging stöhnend, den ihren hörte man kaum.

Plötzlich richtete er sich auf. „Ja, Ursula, es ist entsetzlich, aber was kann ich Vermisster dafür? Ich kann doch nicht überall sein. Vorgestern Abend wurde ich tief hinab ins Tal geholt, auf dem Rückweg neuerdings aufgehalten — du weißt, am Renhof, und hineingerufen.“

„Ich traf ein Bild, daß er verstummte und sich tiefer in die Fensterrutsche drückte.“

„Über das Kind, der Junge!“ rief er mit einem Male, „Ursula, was ist mit dem Kind? Es war doch krank, als ich fortging, jetzt aber —“ Er kniete vor der Wiege hin.

„Jetzt schläft es so sanft. Siehst du wohl, wie übertrieben es war, als du mich fortwährend batest, sogleich zurück zu kommen? Er ist ja ein starker, gesunder Junge, nicht wahr, Arne, Vaters Arne?“ Es wurde licht.

„Arne!“ In jähem Schreck neigte er sich tiefer zu dem Kind.

Die Stimme begann von neuem: „Du mußt vier Totenscheine ausfertigen. Zum Schluß habe ich dir noch zu berichten, daß der Sohn des Arztes Aspelin —“

Ein Schrei klang durch das Zimmer, er riß die Wiegenbede zur Seite und hob das Kind empor. Schwer und steif sank es in seine Arme zurück.

„Daß der Sohn des Arztes Aspelin heute Abend gestorben ist.“

Mit starrem Blick, wie versteinert, lag er über der weisgeliebten Kindesleiche, die so jäh und schwer zurückgefallen war, daß die Wiege leicht schaukelte.

„Vier Totenscheine mußt du —“

Er griff nach seinem Kopfe, tastete sich durch das erneute Dunkel zu ihr hin, warf sich vor ihr nieder, drückte sein Gesicht in ihren Schoß, umklammerte ihre Hüften und schloß die Augen.

„Ursula! Ursula! Hilf mir! Hilf mir!“ Sie regte sich nicht. Sie saß unbeweglich und stumm, den schluchzenden Mann zu ihren Füßen, und starrte in die Winternacht des Hochgebirges. — Licht und Dunkel wechselten wie ein Auge, das sich öffnet und schließt.

Stickstoff — kein Element!

Eine sensationelle Entdeckung Ernst Rutherfords.

Aus England kommt soeben die Kunde von einer chemischen Entdeckung, die geeignet ist, in wissenschaftlichen Kreisen das größte Aufsehen zu erregen und der Forschung ungenutzte neue Ausblicke zu eröffnen. Dem berühmten Chemiker Professor Ernest Rutherford ist es, einer Meldung des „Manchester Guardian“ zufolge, gelungen, nachzuweisen, daß Stickstoff kein Element, sondern aus Helium und Wasserstoff zusammengesetzt ist. Wenn diese Meldung sich nicht an den Namen Rutherford knüpft, so hätte man wohl Grund, ihr mit den allerstärksten Zweifeln zu begegnen. Denn gerade der Stickstoff, fast das tragste aller bekannten Elemente, das sich nur äußerst widerwillig zur Verbindung mit anderen Stoffen bequemt, galt bisher als über allen Zweifel an seiner Elementnatur erhaben. Aber Rutherford, Nobelpreisträger in Chemie, einer derjenigen, denen die radioaktive Forschung ihre wertvollsten Ergebnisse verdankt, ist es wohl wert, daß man seine Behauptungen genau prüft, ehe man es unternimmt, sie zu verwerfen. Bereits seit der Entdeckung des Radiums stand Rutherford an erster Stelle unter denen, die daran gingen, die Geheimnisse des rätselhaften Stoffes zu entschlüsseln, und er war es auch, der — zusammen mit Soddy und Raleigh — feststellte, daß alle die merkwürdigen Strahlungsercheinungen des Radiums nur Summptome dafür sind, daß das Radiumatom nicht stabil ist,

sondern dem Zerfall unterliegt. Eines dieser Zerfallsprodukte, die gasförmige Emanation, verhielt sich in kurzer Zeit in das Gas Helium, den zweitleichtesten aller bekannten Stoffe. Hier hatte man zum ersten Male einwandfrei die Umwandlung eines Stoffes in einen anderen festgestellt, und diese Entdeckung erschütterte die gesamten Grundlagen der modernen Chemie, die sich ja auf der Aufhebung von der Unteilbarkeit und Unwandelbarkeit der Atome, der angenommenen kleinsten Bausteine der Körper, aufbaute.

Schritt für Schritt gelangte man nun dazu, den Bau der rassistischen Atome aufzulösen, und man erkannte, daß dieser vermeintlich einfache Teil in Wirklichkeit ein äußerst kunstvoller Bau ist, den man wohl mit einem Sonnensystem im unendlich Kleinen vergleichen kann, in dem um ein Zentralgestirn Planeten mit ihren Monden kreisen. Das einfachste aller Atome ist das Wasserstoffatom, in dem um einen positiven Atomkern ein einziges Elektron (wie man das negative Elektrizitätsatom nennt) kreist. Dann folgt das Heliumatom und so weiter die übrigen Stoffe mit steigender Zahl von positiven Kernen und kreisenden Elektronen. Bemerkenswert ist, daß (nach dem Atomgewicht angeordnete) periodische System der Elemente als innere Gesetzmäßigkeit, nicht als zufällige Reihe erweist. Der Atomzerfall, wie er bei den radioaktiven Stoffen auftritt, ist eine Folge der Ausstoßung teils von Elektronen, teils von Heliumatomen.

Nach Rutherfords Ansicht ist nun das Stickstoffatom so gebaut, daß um einen Kern von drei Heliumatomen (Atomgewicht 4) zwei Wasserstoffatome (Atomgewicht 1) kreisen, wodurch sich das Atomgewicht 14 des Stickstoffs ergibt. Es würde sich hier also — um den vorhin gebrauchten Vergleich aus der Astronomie weiterzuführen — gewissermaßen um ein mehrfaches Sternsystem handeln, in dem zwei Sonnen mit ihren Planeten umeinander kreisen. Aus diesem entwickelten Bau würde sich vielleicht die chemische Trägheit des Stickstoffatoms erklären. Man möchte annehmen, daß Helium- und Wasserstoffatome so fest aneinander gelehnt sind, und daß das System so stabil ist, daß neue Glieder, das heißt Atome, nur schwer Aufnahme finden. Rutherford hat aber seine neue Entdeckung bisher nur kurze Mitteilungen veröffentlicht, und man darf auf die Einzelheiten, die er für die allernächste Zeit verspricht, gespannt sein.

Welches könnten nun die praktischen Ergebnisse seiner Entdeckung sein? Bei den radioaktiven Stoffen ist es bisher durch keinerlei chemische oder physikalische Mittel gelungen, den Atomzerfall zu beeinflussen. Wenn das gelänge — und man darf annehmen, daß es sowohl hier wie beim Stickstoff eines Tages möglich sein wird — die Atome nach unserem Willen zum Zerfall in ihre Bestandteile zu zwingen, so würden ungeahnte Energiemengen frei werden. Während sich aber die radioaktiven Stoffe, wenigstens in den ängeren Erdschichten, nur in geringer Menge finden, steht der Stickstoff in unbegrenzten Mengen zur Verfügung; vier Fünftel der Atmosphäre bestehen aus diesem trägen Gas. Ein Verfahren, das gestattet würde, diese ungeheuren Stickstoffmengen in ihre Bestandteile aufzulösen, würde auch die Energiemengen, die dabei frei werden, jede andere Energiequelle überflüssig machen, sodaß wir dem Ende der Kohlen- und Ölschätze, das ja in absehbarer Zeit zu erwarten ist, mit Ruhe entgegensehen könnten. Der dabei freiwerdende Wasserstoff würde eine weitere Kraftquelle liefern, die bei ihrer Verbrennung Wärme erzeugen, Maschinen treiben könnte usw. Das Heliumgas, das etwa ebenso trag wie der Stickstoff und unverbrennlich ist, könnte man, wie es seit kurzem angeblich bereits in Amerika geschieht, wo man das Problem der technischen Gewinnung des Heliums im großen gelöst haben will, zur Füllung von Luftschiffen und wohl auch zu anderen Zwecken benutzen, bei denen es auf einen Stoff ankommt, der mit anderen Stoffen nicht in Reaktion tritt, sie also nicht angreift.

Ernest Rutherford ist am 30. August 1871 in Nelson auf Neuseeland geboren und gilt auf dem großen Gebiet der Radioaktivität als Autorität. Er studierte teils in Neuseeland, teils in Cambridge; seit 1894 ist Master of Arts. Später wurde er Professor der Physik an der kanadischen McGill-Universität in Montreal, jetzt ist er in Manchester tätig. Im Jahre 1908 erhielt er den Nobelpreis für Chemie, im selben Jahre, in dem Paul Ehrlich mit Reichensow zusammen den medizinischen Nobelpreis erhielt. Er hat eine ganze Anzahl von Abhandlungen verfaßt, die die Elektrizität und Radioaktivität behandeln. In den letzten Jahren hat er sich hauptsächlich dem Studium des Atombaus gewidmet, ein Studium, das jetzt einen so sensationellen Erfolg gezeitigt hat.

Literatur.

Heinrich Goehring, Erfahrungen mit der Sozialisierung im Vergangenen und Gegenwart. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha. Goehring's Schrift wird vielen sehr erwünscht sein, denn sie behandelt einen Punkt, über den viele sich aufzuklären bemühen, ohne aber bisher eine wirklich verständliche und erschöpfende Auskunft zu erlangen, nämlich die Frage nach den Erfolgen der bisher durchgeführten Sozialisierungsversuche. Der Verfasser prüft nun in sachlicher und feinführender Weise die Versuche aller Epochen von Plato über Thomas Morus bis auf unsere Tage und kommt zu dem überzeugenden Ergebnis, daß in allen Fällen die Sozialisierung des Wirtschaftslebens oder eines Teiles von ihm mit Lungen ist und mißlingen mußte. Die bolschewistischen Verstaatlichungsversuche, die Idee der Arbeitergewinnbeteiligung, die Erfahrungen in Handel, Industrie und Gewerbe in allerneuester Zeit werden dabei eingehend gewürdigt.

Lungenkrankheiten und ihre Verhütung von Univ.-Prof. Dr. M. W. Richaels. Nasen-, Hals- und Luftröhrenkrankungen von Dr. E. Schermeyer. 15 z. T. farbige Abbildungen. Max Hesses Verlag, Berlin W 15. — In gemeinverständlichem Darstellung wird von Richaels über Lunge, Leberanstrengung, ungenügende Betätigung derselben gesprochen, werden die wichtigsten Erkrankungen, wie Lungen- und Rippenfellentzündung, Blutstauungen und besonders die mit Recht gefürchtete Lungentuberkulose abgehandelt. Dr. Schermeyer verbreitet sich über die Erkrankungen der oberen Luftwege vom einfachen Schnupfen und seiner Verhütung bis zur Keimflockentzündung und dem Krebs. Erste, zum Teil mehrfarbige Abbildungen unterstützen die klaren Ausführungen. Dazu eine Fülle beherzigenswerter Ratsschlüsse, kurz, das wirklich lehrreiche Buch sei weiterer Beachtung empfohlen.

Augusta Supper, die weit und breit verehrte Dichterin, schenkt uns ein neues Bündchen Erzählungen: „Zwölf Nächte Spuk“, erschienen in Kürschners Bilderbuch (Nr. 1232. Hermann Hiltger Verlag, Berlin W 9). Jean Paul und Heinrich Seidel werden wieder lebendig in diesen lieben Novellen, die von wunderlichen Käuzen; absonderlichen Erlebnissen und von den Wundern der Versteinen in einer zarten, feinen Sprache erzählen. Junge Weihnachtsgeheimnisse verknüpfen Spuk mit Frohmann, schlichte Bilder aus dem Armenhaus erklären die Tiefen menschlichen Elends mit einer rührenden Liebe, die aus reichem, echten Dichtersinn quillt. Eine Fülle von Schönheiten birgt das billige Büchlein.

Die Begabungsschule. Ein Beitrag zur geistigen Wiedergeburt von Wilhelm Lamzus. Verlag von Georg Westermann, Braunschweig. — „Begabungsschule“ heißt es nicht: die Begabten zu besonderen Schulen zusammenzutun, um sie mit den besonderen Methoden einer Erziehungsanstalt zur Frühreife zu bringen, sondern „Begabungsschule“ heißt: aus jeder Schule, aus jeder Klasse eine Stätte zu machen, wo ein jeglicher das Recht auf seine Entwicklung, das Recht auf die ihm eigentümliche Begabung findet. Die Gesetze dieser neuen Erziehungsgemeinschaft zu erschaffen, den Erziehungsprozeß so zwingend zu gestalten, daß die Begabungen sich zeigen müssen — sie mögen wollen oder nicht — das ist die Aufgabe, die durch das neue Buch von Lamzus gestellt und erfüllt ist. Es soll ein Kompaß werden für die Hand des zukunftssehenden Lehrers und Erziehers, der frei geworden von allen amtlichen Bindungen, heute in schöpferischer Freiheit tun und erfüllen darf, was er so lange vergeblich ersehnte.

Bunte Zeitung.

Die Schädlichkeit der Rhubarberblätter.

Der Mangel an Obst hat, namentlich in den Großstädten, während der letzten Jahre zu einem wesentlich erhöhten Verbrauch des Rhubarbers geführt, dessen Stiele zur Bereitung eines wohlschmeckenden Kompotts verwendet werden. Der im Verhältnis zu anderen Blattgemüsen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Nährstoffen macht den Rhubarber denn auch in der Tat zu einer gesunden Nahrung. Bisweilen werden aber auch die Blätter der Rhubarberpflanzen genossen, indem man sie weich kocht und als „Spinat“ zubereitet. So gesund und nahrhaft nun das Kompott ist, das aus den Stielen der Pflanze hergestellt wird, so gesundheitsgefährlich ist häufig das aus den Blättern gefochte Gemüse. Bei vielen Personen stellen sich nämlich nach dem Genuß des Rhubarberspinates und wahrscheinlich durch den darin Gehalt der Blätter an Oxalsäure mehr oder weniger schwere Erkrankungen ein, die sogar in einigen Fällen tödlich verlaufen. Manche Personen können allerdings die Blätter auch ohne Schaden genießen. Gleichwohl muß vor dem Genuß der Rhubarberblätter in Form von Gemüse ausdrücklich gewarnt werden, da nicht nur Erkrankungen, sondern, wie bereits erwähnt, auch Todesfälle, die durch Vergiftung mit Rhubarberblättern herbeigeführt wurden, einwandfrei festgestellt werden konnten.

Sollkommen unschädlich sind die Rhubarberblätter dagegen, wenn man sie als — Rauchtabak verwendet, wozu sie sich angeblich gut eignen sollen, weshalb sie feinerzogen auch vom deutschen Bundesrat als erlaubtes Tabakerzeugnis zugelassen wurden.

Wien als Kampfswaffen. Die merkwürdigsten Kriegswaffen, die wohl jemals angewandt worden sind, waren die Wiener Schwärme. Es gibt aber mindestens zwei verbürgte Beispiele von solcher Verwendung. Die erste berichtet Nepotianus von der Belagerung von Themiseira im Pontus unter Lucullus in seinem Krieg mit Mithridates. Die Römer führten Kampftruppen aus, bauten Wälle und gruben große Ausgräben. Die Belagerten in Themiseira warfen Wälle und andere wilde Tiere auf die Arbeiter und schließlich ließen sie große Wiener Schwärme gegen sie los. Der andere Fall ereignete sich, als die Dänen und Norwanner Götter angriffen, das von den Sachsen und einigen gallischen Hilfstruppen verteidigt wurde. Nachdem sie vergebens Steine und kochendes Wasser gegen die Belagerer gebraucht hatten, warfen die Sachsen alle Bienkörbe der Stadt hinunter auf die Angreifer, die sich sehr bald zur Flucht wandten.

Das Variantenplakat. Man könnte es auch den Weltbewerber um den Krieg nennen. Der Verein zur Bekämpfung des Bolschewismus, den man im übrigen gewiß nur unterstützen kann, hat damit begonnen, als er einen Wettbewerb für ein Bild erließ, das eine Variante der Sennebergischen „Jagd nach dem Glück“ aus der Berliner Nationalgalerie sein sollte. Anstelle des wilden Reiters — so wurde verlangt — sollten Arbeiter und Arbeiterinnen, Soldaten, Bergleute und andere Typen stehen, die über niedergedretene Frauen und Kinder vorstürmen. Neben ihnen der Tod mit der roten Fahne und auf ihr die Inschrift: „Terror oder Bolschewismus“. Im Tal rauchende und brennende Dörfer, zerstörte Fabriken, niedergedretene Fluren. „Wie die Glücksgöttin darzustellen ist, bleibt dem Künstler überlassen.“ Gottseidank fanden sich, wie das neueste „Plakat“ mittelt, nur 40 Bewerber um den ersten Preis von 1000 Mark und die beiden Trostpreise von je 150 Mark. Professor Hoberstein wurde erster in der Glücksjagd. Die Ausstellung der Machwerke wurde in den Zeitungen mit den beschönigenden Worten angekündigt: „Erste öffentliche Ausstellung von Werken berühmter Zeitgenossen!“ Als zweiter Urheber des Variantenplakats folgte alsbald der „Verein Dächse“. Was dem einen recht, ist bekanntlich dem anderen billig. Er schrieb die Zeichnung Wilhelms II. „Bilder Europas!“ aus. Dieses Bild ist schon vor dem Krieg allgemein als Kitsch empfunden worden. Eine Variante kann also nur den Kitsch in dritter bis zehnter Potenz bringen. Das „Plakat“ geißelt mit Recht die Abwege, auf die hier Vereine in ihrer Plakatpropaganda geraten sind; und man kann sich diesem Protest nur von ganzer Seele anschließen. Es wäre endlich an der Zeit, daß ein Verein zur Bekämpfung des Kitsches gegründet würde. Professor Bazaurel in Stuttgart wäre der größte Vorkämpfer. Unsere neue Zeit braucht auch in Plakat einen neuen Geist. Wertvolle Ansätze dazu haben wir ja schon im politischen Plakat feststellen können. Das Variantenplakat aber ist Reaktion im schlimmsten Sinne.

Geograph, sei deutsch. Als vor einem Jahr der Name „Jugoslawen“ auftauchte, mußte selbst der, der sich stets um völkische Dinge gekümmert hatte, fragen, wer eigentlich damit gemeint sei. Aus dem Zusammenhang zog er den Schluß, jugoslawisch könne weiter nichts bedeuten als slavisch. Es wird nicht mehr lange dauern, so sind die Jugoslawen keine Ausnahmeseinung mehr; in unferne Breiten werden Schmaroger wie Southengland und Meridionalfrankreich aufsteigen, wo es früher nur Südbritannien und Südfrankreich gab. Wir erlebten es ja, so stellt die Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in den letzten Jahren, daß deutsche Landkarten nur noch Wien, Gravelines, Buda-Pest, Capetown aufwiesen statt Länaburg, Gravelines, Ofenpest, Kapstadt. Will man diesen lächerlichen Grundsatzen der Namentreue allen Gefühls durchführen, dann muß von den Karten eine Menge deutscher Wörter verschwinden, z. B. fast alle Länder- und Meerennamen. Ungarn, Türkei, China, Vereinigte Staaten, Beringsee, Bufen von Biskaja, Uralgebirge, Brasilisches Bergland und tausend andere sind dann nicht mehr statthaft, weil diese Dinge in der Sprache jener Länder anders heißen. Nur ein Deutscher konnte die Verfehrtheit namentreuer Karten ausheken; kein anderer brächte es übers Herz, rücksichtslos gegen alle Völker sein zu wollen, bloß nicht gegen das eigene.

Verantwortlich: Dr. Karl Baer.